

Poet's Gallery Beitrag April 2019 www.schreibfertig.com



Hans-Eberhard Happel

Hans-Eberhard Happel
geboren 1950 in Celle un-
terrichtet seit 1978 Deutsch
und Geschichte an einer
gymnasialen Oberstufe in
Bremerhaven, seit 2006
Deutsch und Geschichte
und Theater in Hamburg,
leitet das Kindertheater am
Albert-Schweitzer-Gymnasi-
um, seit 2015 im Ruhestand,
schreibt journalistische und
andere Texte seit seiner ei-
genen Schulzeit.

Der Turm von Chia - Eine Spurensuche

Ich wusste immer, dass ich eines Tages nach Chia fahren müsste. Irgendwann – das ist erst wenige Jahre her – habe ich es dann gemacht. Ich hatte mich ins Auto gesetzt, in einen Mietwagen, den ich stets am Flughafen in Rom nehme, um von Fiumicino aus in weniger als drei Stunden bei Martin und Don Franco am Lago di Bolsena zu sein. Damals, als ich zum ersten Mal nach Chia fuhr, zum ersten Mal kurz vor Viterbo gleich hinter dem Friedhof der Stadt auf die Autobahn in Richtung Orte einbog, sah ich nach etwa 15 Kilometern auf der Linken zwischen lauter Wald den schlanken mittelalterlichen Turm, den Pasolini gekauft hatte, und in den er sich die letzten Jahre vor seinem Tod zurückzog, wenn er arbeiten wollte. Ich fuhr bei Chia von der Autobahn runter, und nur wenige Meter entfernt fand ich die schmale Zufahrt, einen ungepflasterten Waldweg, der mit einer Schranke abgesperrt war. Ich ließ den Wagen am Straßenrand stehen und ging zu Fuß in den Wald hinein, der Weg führte direkt vor das verschlossene Tor des Turms von Pasolini. Es war

aus Stahl, mindestens drei Meter hoch, dahinter war der obere Teil des Turms zu sehen, der schon auf den letzten hundert Metern nach einer Biegung des Wegs plötzlich aufgetaucht war und wie die düstere Behausung eines märchenhaften Riesen wirkte.

Das Tor ließ sich natürlich nicht öffnen, es gab zwar eine Klingel, aber niemand reagierte, wahrscheinlich war niemand da. Wie es drinnen aussah, wie groß das Grundstück war und welche eleganten gläsernen Bauwerke Pasolini neben dem Turm hatte setzen lassen, habe ich erst Jahre später auf Fotos gesehen, den letzten Bildern und den einzigen auf diesem Gelände, die ein berühmter italienischer Fotograf von Pasolini gemacht hatte, kurz vor seiner Ermordung.

Chia war für mich nichts als ein Synonym für diesen Turm, „Torre di Chia“ wurde er genannt, weshalb ich lange Zeit gar nicht auf die Idee kam, den Ort gleichen Namens zu besuchen, kaum einen Kilometer entfernt.

Aber im Sommer des Jahres 2018, es ist der Sommer, in dem in der Tageszeitung „La Repubblica“ die Frage gestellt wird, ob der Faschismus zurückkehre, der Sommer, in dem Roberto Saviano den neuen italienischen Innenminister Salvini fragt: „Macht es dir Spaß, Kinder sterben zu sehen?“, da entschied ich mich, endlich den Ort Chia zu besuchen und nicht vor Pasolini's verschlossenem Turm stehen zu bleiben. Ich fragte Tiziana, ob sie Lust hätte, mich zu begleiten, es war ein Samstag, sie hatte Zeit und sie wollte auch gerne etwas mit mir zusammen unternehmen, ihr Mann Gaudenzio hätte nichts dagegen, sagte sie. Ich holte sie also ab am frühen Morgen in ihrem großen Haus, das Gaudenzio mit seinen eigenen Händen und der Hilfe seiner Freunde, auch ich war für einige Tage dabei gewesen, vor zwanzig Jahren, oberhalb des Lago di Bolsena, gebaut hatte.

Eine Stunde später waren wir in Chia.

Ein langgestreckter stiller Flecken am Rande des Waldes, in dem Pasolini's Turm steht. Die Straße endet auf einem kleinen Parkplatz direkt vor dem mittelalterlichen Kern des Ortes, der für Fahrzeuge gesperrt ist, und dessen Gassen so eng sind, dass ohnehin kein Auto Platz fände.

Wenige Meter vom Parkplatz entfernt entdeckte ich, ohne gleich zu realisieren, um wen es sich handelt, einen Kopf in Bronze auf einem steinernen Sockel, mit einer Inschrift: La verità non sta in un solo sogno, ma in molti sogni. Darunter ein Name: Pier Paolo Pasolini.

Tiziana und ich gehen ins historische Zentrum, niemand ist zu sehen, als würde hier niemand mehr leben. Eine alte Mauer war Tage zuvor eingefallen, ich hatte schon in der Zeitung davon gelesen.

Über dem Ort liegt eine Müdigkeit, als berge er ein trauriges Geheimnis. Vielleicht liegt es an der Tageszeit und an der Hitze. Wenige alte Männer sitzen in der geräumigen Bar oberhalb des Parkplatzes, wo unser Auto steht. Eine Gruppe spielt Karten, ein Alter sitzt allein im Garten, bewegungslos. Wir sind die einzigen Fremden. Warten sie nur darauf, dass irgendjemand kommt, um ihnen Fragen zu stellen? Was würdest du sie fragen, will Tiziana von mir wissen. Da sind wir schon auf der Rückfahrt. Ich hatte nicht gewagt, jemanden anzusprechen. Ich sage, ich würde nach alten Männern fragen, die Pasolini in den frühen 70-er Jahren noch kennen gelernt haben. Ich würde fragen, ob man sie sprechen darf, woran sie sich erinnern können, ob wir die ersten sind, die sich nach Pasolini erkundigen. Was ihnen die Büste bedeutet und das Motto auf dem Sockel: „Die Wahrheit liegt nicht in einem einzigen Traum, sondern in vielen Träumen.“

Die Fragen lassen mir keine Ruhe. Wenige Tage später fahre ich noch einmal von Valentano aus nach Chia. Diesmal allein. Es ist ein Montag. Der Parkplatz vor dem historischen Ortskern ist gegen zehn Uhr vormittags fast leer, die Bar noch geschlossen. Aber der kleine Lebensmittel-Laden gegenüber, zu dem eine schmale Treppe hinaufführt, ist offen. Als ich meine Einkäufe bezahle, spreche ich die Frau an der Kasse an, ob im Ort noch Menschen lebten, die Anfang der 70-er Jahre den Dichter und Filmemacher Pasolini kennengelernt hätten. Als hätte ich das richtige Zauberwort gefunden und damit einen Bann gebrochen, fängt sie sofort an zu erzählen. „Ich kannte ihn gut“, sagt sie. Sie sei zehn Jahre alt gewesen, da habe sie als Komparsin in seinem Film „Il Vangelo secondo Matteo“ mitgewirkt. Das war 1963. Später, als er den Turm gekauft hatte, hätten sie und ihr jetziger Mann ihm stets die Lebensmittel, die er benötigte, ins Haus gebracht. Inzwischen war ein Herr in den kleinen Ladenraum eingetreten, der unserem Gespräch zuhörte. Als er neben mir stand, fragte ich ihn, ob auch er Pasolini kennen gelernt hätte. Er lächelt. „Für wie alt halten Sie mich?“ Er lebe seit elf Jahren in Chia. Er sei aus Madrid, gebürtiger Spanier, er habe sich damals, als er zum ersten Mal hier gewesen sei, in den Ort verliebt. In Viterbo habe er eine Arbeit als Lehrer gefunden und dann seine Frau, sie sei ebenfalls Lehrerin, nachgeholt. Die italienische Sprache liebe er seit seiner Kindheit, seit er sie in der Schule gelernt habe. Ob ich die Wasserfälle schon einmal gesehen habe, die „cascade“, fragt er mich. Nein, sage ich, leider noch nie. Ich sei immer nur bis zu Pasolini's Turm gekommen und stünde jedes Mal vor dem verschlossenen Tor. Die Frau an der Kasse mischt sich ein. „Das war entsetzlich, als wir hörten, Pasolini sei ermordet worden. Wir konnten es gar nicht glauben. Es war ein Schock für uns. Wir mochten ihn alle sehr, und er hat sein Chia geliebt.“ „Wenn Sie die Wasserfälle sehen wollen, kommen Sie mit, ich zeige Sie Ihnen“, sagt der Herr, der neben mir steht. Ich nehme sein Angebot an. Wir fahren die lange Straße aus Chia hinaus, biegen nach rechts ab. Nach einigen hundert Metern parallel zur Autobahn Orte – Viterbo halten wir an einer kleinen Ausbuchtung, die ich ohne seine Hilfe gar nicht beachtet hätte. Von hier führt ein Fußweg direkt zu den Wasserfällen, die viel größer sind, als ich sie mir vorgestellt hatte. Wir hüpfen im flachen Wasser von Stein zu Stein. Von hier aus fotografiere ich die meterhohen Tuffsteinblöcke zu beiden Seiten. Eine Lavagesteinsmasse, die sich genau bis hierhin ergossen habe, dann sei sie stehen geblieben, sagt der Herr, der sich inzwischen vorgestellt hat: Er heiße Mario.

Mario führt mich am Wasserlauf entlang, er zeigt mir mittelalterliche Mauerreste und Pfade, die mit ihren geriffelten Steinen so angelegt waren, dass auch Lasttiere sie begehen konnten, ohne Angst haben zu müssen auszurutschen. Er zeigt mir die in den Stein gehauenen kleinen Futtertröge am Rand des Weges, er zeigt mir schmale Wasserkanäle direkt an der Felswand. Plötzlich zuckt eine meterlange Schlange an uns vorbei und versteckt sich sofort, als wir näher kommen. Schließlich stehen wir auf großen Steinquadern unterhalb der Wasserfälle, da fragt Mario, ob ich wüßte, welche Szene aus dem Film „Das Erste Evangelium – Matthäus“ genau an dieser Stelle aufgenommen worden sei.

Als ich zögere, sagt er: „Hier ist Jesus von Johannes getauft worden“. Ja, ich erinnere mich jetzt an die Bilder des Films, den Pasolini in schwarz-weiß gedreht hatte. Wir folgen dem Pfad am Wasser entlang. Wir betreten das Mauerwerk einer alten Mühle, schwere Mühlsteine liegen in dem Raum ohne Dach. Weiter unterhalb zeigt mir Mario eine etruskische Grabstätte, auf einer ihrer Seiten sind winzige quadratische Höhlungen in den Stein geschlagen, römische Gräber, sagt Mario. Als wir die Grabstätte verlassen, kommt uns ein Läufer entgegen. Braun gebrannt, durchtrainierter Körper. Der Mann begrüßt Mario wie einen alten Bekannten. Er legt die Laufstöcke auf den Boden und erzählt in allen Einzelheiten, welche Bedeutung die steinernen Phantasie-Gestalten im Figurenpark von Bomarzo haben, der hier gleich um die Ecke liegt, über den er – wie mir Mario zwischendurch erklärt – ein ganzes Buch geschrieben habe. Er spricht ohne eine einzige Pause zu machen, mindestens eine halbe Stunde lang, er nennt Gestalten, Haltungen, winzige Details, offenbar, wenn ich ihn richtig verstehe, um zu belegen, dass der sogenannte „Garten der Monster“ eine heftige Kritik an der katholischen Kirche gewesen sei. Er zeigt uns Fotos auf seinem Handy, und als hätte er geahnt, wie er mein erlahmendes Interesse wieder wecken könnte, spricht er zuletzt von einer Figur im Garten von Bomarzo, die einen Apfel schält, und erzählt von seinem Vater, der die Äpfel genau in dieser Weise geschält hätte, nämlich in einer einzigen, ununterbrochenen Spirale, die dann aufgehängt werden konnte, als Schutz gegen Schlangen, weil sie selber etwas Schlangenförmiges habe, und dann zeigt er mir auf seinem Handy einen Ausschnitt aus einem Gemälde von Caravaggio, auf dem ein junger Mann einen Apfel schält, in der Manier seines Vaters, und wenn man genau hinsehe, könne man erkennen, dass die Apfelschale sich in eine Schlange verwandele.

Als wir uns verabschieden, sagt der Läufer, entschuldigt, wenn ich zuviel geredet haben sollte. Mario und ich gehen noch ein Stück den Pfad am Wasser entlang bis zu einer zweiten Mühle, größer als die erste. Dann kehren wir um. Wenn du Zeit hast, komm am Samstag zu mir, da habe ich einen amerikanischen Maler zu Gast. Wie schade, sage ich, da müsse ich zurück in Hamburg sein.

Auf dem Marktplatz von Chia, – jetzt notiere ich mir seinen Namen, Piazza Garibaldi –, besuche ich noch einmal den kleinen Lebensmittel-Laden. „Alimentari – Tabacchi di Nicolai Dolmencio“ steht über der Eingangstür, da erscheint der Mann der ehemaligen Komparsin. Auch er kann sich gut an Pasolini erinnern. Wir haben ihm immer alles gebracht, was er brauchte, sagt er. Sehe ich in seinem Gesicht ein leises Erstaunen, vielleicht ein heimliches, ein verstohlenes Lächeln? Kein Grinsen, nichts Böses, eher ein anderes, nicht in Worte zu fassendes Zeichen. Es wäre das Zeichen für ein offenes Geheimnis, das Pasolini umgab.

In der Trattoria „Da Alfieri“ am Rand der Piazza Garibaldi esse ich zu Mittag. Fettucine, Wildschwein in kleinen Stücken, Weißwein und Brot und Wasser. Eine torta della casa und einen Kaffee. Ich bezahle 25 Euro, nicht viel für das üppige Mahl.

Es ist vier Uhr nachmittags, als ich endlich die Bar an der Piazza betrete. Sie liegt direkt neben der Kirche, höher als der Parkplatz, an dessen Rand der steinerne Sockel mit der bronzenen Büste von Pasolini steht. Nicht weit davon entfernt hängt eine helle Marmor-Tafel, angebracht an einer Mauer aus schweren grauen Feld-Steinen. Einige Wörter haben ihre schwarze Lineatur verloren, als hätte

jemand sie wegwischen wollen, aber sie sind eingemeißelt und also geblieben. Ich lese ein Gedicht von Pasolini, das er für die Bewohner, die Landarbeiter von Chia, geschrieben hatte. „Contadini di Chia!“ ruft Pasolini, als sei es der Ort selber, dem er seine Stimme geben wollte,

„die, die mir den Rücken zuwenden,
die einen anderen Ort suchen,
die überlassen das Haus den Vögeln,
überlassen das Feld den Würmern
überlassen die Dächer den Stürmen
sie gehen weg, und da, wo sie waren,
bleibt nicht einmal ihr Schweigen“.

Darunter eine Widmung, die ich, – ungeduldig, wie ich bin –, nur mit einem kurzen Blick wahrnehme, „für Riccardo, einen aus Chia“.

Ich nehme die Treppe zum Eingang der Bar. Eine einzige Frau sitzt am Tresen. Als ich den jungen Mann, der uns bewirbt, um einen Cappuccino bitte und ihn frage, ob er wüßte, welche alten Bewohner von Chia Pasolini gekannt hätten, blickt die Frau auf und sieht mich lange an. Dann sagt sie zu dem Wirt: „Ja, natürlich! Riccardo! Der kannte ihn gut. Ich gehe zu ihm.“

Schon hat sie sich erhoben und ist zur Tür hinaus. Kurze Zeit später kommt sie zurück, bleibt im Eingang stehen und winkt mir zu. Ich solle ihr folgen. Sie geht hinter dem Gebäude um die Ecke in einen winzigen Vorgarten mit einer Bank und zwei, drei hellen Plastikstühlen. Dahinter ein Hauseingang, offen, Lametta-Bänder verhindern den Blick nach innen. Sie geht hinein, ich höre laute Stimmen, dann erscheint sie im Eingang und gibt mir wieder mit einem Wink zu verstehen, ich solle ihr ins Haus folgen. Drinnen ist es dunkel, ich sehe einen alten Mann und eine alte Frau nebeneinander auf einem Bett sitzen, und als ich sie begrüße und schon weiterreden will, um mein Anliegen vorzutragen, stehen die beiden auf, lass uns draußen hinsetzen, sagt der Mann.

Die Frau, die mich hergeführt hatte, ist nicht mehr zu sehen. Wir setzen uns in den winzigen Garten, ich frage sie, ob ich mein Aufnahmegerät einschalten dürfe, es ist das erste und einzige Mal, dass ich es auf dieser Reise benutze, aber ich hatte es nur deshalb mitgenommen, weil ich hoffte, dass etwas ganz Ungewöhnliches passieren würde.

Sie haben keine Einwände. Dann beginnen sie zu erzählen. Aus ihren Worten geht hervor, wie sehr sie Pasolini mochten. Das gelte für alle, die hier gelebt haben, sagt Maria, Riccardo’s Frau. Er sei offen und voller Zuneigung gewesen, und ganz häufig sei er, wie zufällig, bei ihrer Mutter zum Essen vorbei gekommen.

„Pasolini war ein Geschenk für uns“, sagt Maria. „Er liebte diesen Ort, er liebte die Menschen hier“.

Lebte er zurückgezogen in seinem Turm, frage ich. Keineswegs, sagt Riccardo. Er war immer wieder bei uns und manchmal las er uns aus dem Roman vor, an dem er gerade schrieb.

„Er las euch aus „Petrolio“ vor?“

„Er las uns Abschnitte vor, die waren einfach zu heftig, sagt er, „troppo forte“, und ich bin mir nicht sicher, ob er an die Stelle denkt, die ich sofort im Kopf habe, an die Seiten lange Szene des Romans, in der sich eine Gruppe junger Männer, einer nach dem anderen, auf einem nächtlichen Feld bei Rom ohne jede Scheu von dem Protagonisten zum schnellen Erguss verführen lässt.“

„Was habt ihr gedacht, als er ermordet wurde?“

„Wir haben gedacht“, sagt Riccardo, „das war nicht ein einzelner, das war nicht Pelosi, das war auch nicht nur die Mafia, das kam von ganz oben“. Und mehr möchte er dazu gar nicht sagen.

„Er war für uns ein Freund“. Maria stimmt ihm zu: „Er war einzigartig“.

Dass er schwul war, sagt Riccardo, und er benutzt das Wort „gay“, das habe hier gar keine Rolle gespielt. „Er hat diesen Ort sehr geliebt, und wir mochten ihn alle“. Die beiden sind weit entfernt von dem sprichwörtlichen Vorurteil, von dem mir am Vormittag Mario, der Spanier, erzählt hatte. Man sagt in dieser Gegend, hatte er mir im Auto auf der Fahrt zu den Wasserfällen verraten, wenn jemand im Kopf nicht der Schnellste sei, der komme wohl aus Chia.

Ich bedanke mich bei Maria und Riccardo, ich gehe noch einmal in die Bar zurück, und sage dem Wirt, dass ich über die Größe dieses Raums erstaunt sei, auch über seine rechteckige Form, die an einen Saal erinnere, und seine karge Ausstattung, darunter ein altes Schwarz-Weiß-Foto von Pasolini's Turm. Da zeigt der junge Mann auf das kleine blinde Fenster über dem breiten Haupteingang, der direkt dem Tresen gegenüber liegt. „Das war das Fensters des Projektors“ sagt er. „Dieser Raum war früher ein Kino, noch bis Ende der 70-er Jahre“.

Zurück in Hamburg, drucke ich das Handy-Foto aus, auf dem die Marmortafel mit Pasolini's Gedicht zu sehen ist. So vergrößert, lese ich die Widmung noch einmal, ich traue meinen Augen nicht, ich schaue genau hin, einige Buchstaben sind verblasst und ich erkenne meinen Irrtum.

A RICORDO UN CHIANO, steht auf der Tafel. Nein, Pasolini nennt keinen Namen. Er erinnert sich an einen aus Chia. Wer es ist, bleibt sein Geheimnis, und auch Riccardo, denke ich, hätte es mir niemals verraten.

Hans Happel

Hamburg, März 2019